



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Litteratur

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

worden war. Am andern Morgen führte ich die Freunde, die nichts ahnen sollten, statt durch die Merceria rechts hinein, durch San Moise und durch ein schier endloses Gewirr von Gassen. Auf einmal sind wir vor der Fassade einer kleinen Renaissancekirche; die Freunde riefen: Santa Maria formosa! und nun sahen wir Palma Vecchios unsterbliches Meisterwerk, die heilige Barbara, die Schutzgöttin der Artillerie, 1515 gemalt. In alter sieggewohnter Schönheit leuchtete das Frauenantlitz, legte sich das Diadem von dunkeln Haar um die Stirn und floß das Purpurgewand um die schwellenden Glieder. Wir waren einig, daß ein gütiger Genius Palma die Hand geführt habe, als er in dem herrlichen Antlitz der stolzen Gestalt die Lieblichkeit, die Hoheit und die frauenhafte Milde der drei Madonnen vereinigte.



Litteratur

Die Lage des Handwerks. Von den „Untersuchungen“ liegen uns vier weitere Bände vor (66., 67., 68. und 69. Band der Schriften des Vereins für Sozialpolitik. Leipzig, Duncker und Humblot, 1896 und 1897), die noch einige Gewerbe und Orte Sachsens, Preußens und Süddeutschlands behandeln. Interessant sind zunächst die Vorworte. In dem zum 66. Bande berichtet Professor Bücher über die Arbeitsweise in seinem Seminar. Wenn diese Studierenden, die gewöhnt worden sind, sich in Werkstätten, Wohnstätten und Läden umzusehen und mit der Benutzung alter Urkunden die Beobachtung des Lebens der Gegenwart zu verbinden, wenn die einmal Regierungsräte und Ministerialräte sein werden, dann wird man ihren Verfügungen den grünen Tisch, an dem sie sich möglicherweise mit einander beraten haben, nicht zum Vorwurf machen können. Im 68. Bande werden ein paar Urteile von Handwerkern über diese Untersuchungen angeführt. Das Organ der Leipziger Innungen erkennt in einer Besprechung der drei ersten Bände an, daß sich die Verfasser keine Mühe haben verbrießen lassen, „in den technischen Betrieb und innern Geschäftsgang wie in die historische Entwicklung der von ihnen behandelten Gewerbe möglichst tief einzudringen, und wenn diese oder jene Arbeiten Mängel aufweisen, so liegt das sicher weniger an den Verfassern, als an unangebrachter Zugknöpftheit der befragten Handwerker.“ Die Bunzlauer Töpferinnung hat dem Bearbeiter ihres Gewerbes ihren Dank aussprechen lassen; er habe sich um die Töpferei außerordentlich verdient gemacht, schreibt der Obermeister. Dagegen hat die Deutsche Handwerkerzeitung heftige Angriffe gegen das Unternehmen gerichtet. In einem ihrer Artikel heißt es: „Die geradezu selbstmörderische Vertrauensseligkeit, die viele Handwerksmeister diesen jüngsten Aposteln der Soziologie gegenüber an den Tag legen, muß das Erstaaunen jedes auch nur einigermaßen kaufmännisch gebildeten Menschen mit Notwendigkeit hervorrufen. Von der Grundbedingung des Gedeihens jedes gewerblichen Unternehmens, der möglichsten Geheimhaltung der eignen Bezugsquellen, Verbindungen, des Absatzgebiets, Kredits usw. scheinen alle diese ehrenwerten Meister keine Ahnung zu haben. Wann

wird man sich denn endlich darüber klar werden, daß diese Veröffentlichungen lediglich dem Kapitalismus höchst beachtenswerte Fingerzeige dafür bieten, wo es für ihn noch etwas zu ramschen und zu schmusen giebt.“ Wenn der Staat böshaft sein wollte, könnte er sagen: Nun gut, da das Geschäftsgeheimnis die Grundbedingung eures Gedeihens ist, so will ich mich hüten, meine Nase in eure Angelegenheiten zu stecken; ihr wollt niemand hineinschauen lassen, gut! seht, wie ihr allein zurechtkommt, und verschont mich mit euern Klagen und Forderungen!

Wir haben bei der Besprechung der ersten Bände der Untersuchungen (42. und 43. Heft des Jahrgangs 1895) andre Grundbedingungen für das Gedeihen des Handwerks gefunden und haben unter andern hervorgehoben, daß das Handwerk, und zwar das ganze Handwerk, in der Zeit, wo die natürlichen Bedingungen voranden waren, den berühmten goldnen Boden gehabt hat ohne Innungszwang, daß dagegen in der Zeit des Innungszwangs der goldne Boden schon fehlte; dieser Zwang sollte eben die verlorenen Bedingungen ersetzen, und das vermochte er nicht. Unter den verschiedenen Naturgesetzen, nach denen sich das Handwerkerleben auf und nieder bewegt, fanden wir als das wichtigste dieses: „daß das Glend der Mehrzahl der gewerblichen Arbeiter unabwendbar ist, sobald ihre Zahl der Zahl der in der Urproduktion beschäftigten gleichkommt oder sie gar übersteigt. Zwar macht die stete Vermehrung der Bedürfnisse immer neue Gewerbszweige lebensfähig und notwendig, aber gleichzeitig sorgt die Vervollkommnung der Technik dafür, daß dieselbe Warenmenge von einer immer kleinern Anzahl von Arbeitern erzeugt werden kann.“ Die allgemeinen Wahrheiten, die wir aus den ersten Bänden abgeleitet haben, finden in diesen letzten neue Bestätigung; ihre Ergebnisse ändern auch nichts an dem Bilde der Gesamtlage, das wir damals gezeichnet haben. Der beachtenswerten Besonderheiten finden sich jedoch auch hier noch genug, sodaß es lohnt, die Berichte vollständig durchzulesen. So z. B. finden wir da noch einige geschützte Winkel, unter andern das Erzgebirgsdorf Gahlenz bei Öderan, die unsre Ansicht bestätigen, daß bei gesunder Bodenverteilung, gesunder Mischung der Berufe und geringer Differenzierung der Vermögen das Handwerk auch heute noch ein sichres und zugleich würdiges Dasein und ein bescheidnes Glück zu gewahren vermag; natürlich nur so lange, bis das kapitalistische und industrielle Getriebe auch diese Winkel ergriffen und umgewälzt haben wird. Und da die Umwälzung noch im vollen Fluß begriffen ist, fortwährend neue Gewerbszweige hervortreibt und alte teils zerstört, teils umgestaltet, die Produktionsstätten wie die Absatzgebiete hin und her schiebt, die Technik jedes einzelnen Gewerbes verändert, so muß an diesem jeder Menschenkraft und jedem Menschenwitz überlegnen Wogenschwall jeder Versuch einer Zwangsorganisation notwendig scheitern. Wer kann es hindern, daß sich die Klempnerei in ein Duzend verschiedner Gewerbe verzweigt, von denen die meisten, wie die Lampenfabrikation, nur noch fabrikmäßig betrieben werden können, während das eine, dem die handwerksmäßige Betriebsform festzuhalten noch möglich ist, ganz andre Arbeiten, z. B. Wasserleitungseinrichtungen, zu leisten hat als die alte Klempnerei? Wer kann den Berliner Verlegern verbieten, ihre Bücher in Leipzig drucken und einbinden zu lassen, weil dort wegen der niedrigeren Wohnungsmiete die Arbeitslöhne niedriger sind, und dadurch die Berliner Buchbinder zu schädigen? Wer will den Fortschritt der Straßenasphaltierung hemmen, die das sehr wackre Berliner Steinselegergewerbe mit dem Untergange bedroht? Und auch in diesen Untersuchungen sehen wir wieder jene ungeheure Verschiedenheit, nicht allein der Lebensbedingungen der verschiednen Gewerbe, sondern auch der jedes einzelnen Gewerbes an verschiednen Orten hervortreten, die jedes Generalisiren verbietet und

jede auf Verallgemeinerung gegründete Maßregel von vornherein unfruchtbar macht. So z. B. ist es nicht dasselbe, wenn der Klempner und wenn der Bäcker „Lehr-
lingszuchterei“ betreibt. Der ausgelernte Klempnerlehrling findet in allen Fabriken
Unterkunft, die Eisenblech und Messing verarbeiten, und von denen sich keine selbst mit
Lehrlingen abgiebt; alle diese Fabriken, die freilich daneben auch ungelernete Arbeiter
und Mädchen beschäftigen, müssen ihre für das Fach ausgebildeten Arbeiter vom
Klempnermeister beziehen. Der Bäckergezell dagegen findet nirgends anders Arbeit
als beim Bäcker, und darum schafft in diesem auch an sonstigen Greueln reichen
Gewerbe die Lehrlingszuchterei Arbeitslose. In Berlin ist jeder Maschinenschlosser,
jeder Maurer, jeder Konfektionsarbeiter, jeder Sezer entweder Gewerkvereiner oder
Sozialdemokrat oder beides; die Barbiergehilfen dagegen sind weder Sozialdemo-
kraten noch haben sie einen Gewerkverein. Woher der Unterschied? Der Arbeiter
eines von jenen vier Gewerben weiß, daß er niemals Fabrikbesitzer oder Bau-
unternehmer oder Konfektionär oder Buchdruckereibesitzer werden wird. Das be-
gründet zunächst einen Klassegegensatz zwischen den Arbeitern und den Unter-
nehmern. Dann aber sehen jene gewöhnlich kein andres Mittel zur Verbesserung
ihrer Lage als das Streben nach Lohnerhöhung, das nur bei gemeinsamem Vor-
gehen der Kameraden Erfolg verspricht; dazu kommt dann noch das Bedürfnis der
Arbeitslosenunterstützung. Der Berliner Barbiergehilfe dagegen etabliert sich zwischen
dem 22. und 25. Lebensjahre, ist also ein zukünftiger Meister, fühlt sich als
solcher und befindet sich demnach in keinem oder nur in einem ganz vorüber-
gehenden Interessengegensatz zu seinem Meister. Nach diesem natürlichen Gesetz
verhalten sich alle Lohnarbeiter, haben sie sich in allen Jahrhunderten verhalten
und werden sie sich in alle Zukunft verhalten. Wo die Lohnarbeit nur den Durch-
gang zur Selbständigkeit bildet, da halten sich die Lohnarbeiter den Brotherren,
mit denen sie außerdem auch noch ein und dieselbe soziale Schicht ausmachen,
solidarisch verbunden; wo die Lohnarbeit lebenslänglich ist, da stehen die Arbeiter
den Brotherren als andre soziale Schicht gegenüber und zugleich im Interessenge-
gensatz zu ihnen und suchen sich zu organisieren. Dabei ist es ganz gleichgültig,
ob diese Organisationen Gesellenbrüderschaften heißen und einen Heiligen zum
Schutzpatron erwählen, oder ob sie Gewerkvereine, Fachvereine, sozialdemokratische
Wahlvereine oder evangelische Arbeitervereine heißen, die Feindschaft zwischen ihnen
und den Unternehmern bleibt dieselbe. Für die Arbeitslosenfrage ist eine Statistik
der Berliner Maler (S. 222 und 223 des 68. Bandes) wichtig. Ihrer Orts-
krankenkasse gehören an: im August und September über 5000, im Mai, Juni,
Juli und Oktober über 4000, im März, April und November über 3000, im
Januar, Februar und Dezember über 2000 (Dezember 1893 2884, Januar 1894
2185). Ein Teil muß also einen Monat, ein Teil drei Monate, ein Teil sechs
Monate von seinen Renten leben; für die Nebenbeschäftigungen, wie Schneeschippen,
sind genug gewöhnliche Tagelöhner als Anwärter vorhanden. Das Schneidergewerbe
hängt, wie wir oft dargelegt haben, und wie auch die Arbeit über das Breslauer
Schneidergewerbe im 68. Band wiederum bestätigt, ganz und gar von dem Geschmack
und den Lebensgewohnheiten des Publikums ab. Wenn es jedermann so macht,
wie der Verfasser dieses Berichts, der an allen Kleiderladen ungerührt vorübergeht,
keine Annoncen liest und, wenn er einen neuen Rock braucht, eine Stunde über Land
in die Wohnung eines Dorfschneiders geht, um sich ihn dort anmessen zu lassen,
auch jedes Stück beim Empfang bar bezahlt, so wird der kleine Maßschneider bis
ans Ende der Zeiten lebensfähig bleiben. Da es aber nur wenig solche Narren

giebt, so werden die noch übrigen kleinen Schneider vollends zu Grunde gehen, und kein Staat wird sie retten, auch dadurch nicht, daß er nach dem Vorschlag eines antisemitischen Wülfers alle Kleiderjuden auf Schiffe lädt und nach Ägypten verschickt; wir kennen genug evangelische und katholische marchands tailleurs, die die Sache ebenso gut besorgen.

Sämtliche Bände der Untersuchungen enthalten viel treffliche Belehrungen über die Technik der verschiednen Gewerbe, so berichtet z. B. der 67. Band über die Herstellung der Cremoneser Geigen. Derselbe Band deutet auf die drohende Umwälzung eines Gewerbes hin, das wir selbst bis jetzt für völlig unerschütterter gehalten hatten: der Schlächtereier, freilich bloß in den Großstädten, aber welches — um mit Luther zu reden — Dreckstädtlein will heute nicht Großstadt werden? In dem Bericht über den Leipziger Schlachthof wird S. 132 bemerkt: „Die anstrengende Beschäftigung, das schnelle Arbeiten auf dem Schlachthofe, die Abwesenheit des Meisters während der Arbeit und das Hantieren mit den Pferden bringen es mit sich, daß die Zahl der Gehilfen gegenüber der der Lehrlinge bedeutend überwiegt, und daß Betriebe, die nur mit Lehrlingen arbeiten, ganz selten vorkommen. Die Großbetriebe haben durchweg das Anlernen von Lehrlingen aufgegeben. Bei der hier vorherrschenden Arbeitsteilung würden sie fast nur zu Arbeiten herangezogen werden, die sonst ungelernete Arbeiter verrichten, und beim Schlachten, besonders von Kindern, wäre für eine Unterweisung keine Zeit.“ Da hätten wir den Fabrikbetrieb in der Fleischerei! Den Befähigungsnachweis verwerfen alle tüchtigen Handwerker, die von den Verfassern befragt worden sind. Viktor Böhmert schreibt in seiner vortrefflichen, ausführlichen und gründlichen Arbeit über die Handwerks- und Fabrikverhältnisse seiner Vaterstadt Roßwein (S. 493 des 67. Bandes): „Dem Maurer- und Zimmerhandwerk, wie allen übrigen mit dem Baufache verwandten Nebengewerben würde der schwere Existenzkampf mit dem Großbetriebe nur erschwert werden, wenn man ihm neue Meisterprüfungen oder andre Beschränkungen des Betriebs auferlegte; denn die Architekten, Großunternehmer und Fabrikanten, mit denen die Handwerker konkurrieren müssen, dürfen ihren Betrieb beliebig auf zehn und mehr Handwerke erweitern, ohne auch nur in einem einzigen Handwerk innungsmäßig geprüft zu sein. Ein Handwerker erlangt durch den Befähigungsnachweis selbstverständlich nur das Recht zum Betriebe desjenigen Gewerbes, für das er den Nachweis erbracht hat. Durch die Gewährung eines bestimmten Meisterrechts wird ausgesprochen, daß der Betreffende nun auch kein andres Handwerk betreiben darf, für das er nicht geprüft ist, und auf das andre Geprüfte ein Vorrecht haben. Er würde dann ja andre Handwerks-genossen beeinträchtigen. Daraus folgt die Notwendigkeit einer genauen Begrenzung der Arbeitsbefugnisse, die jedem geprüften Gewerbe zustehen. Nun lassen sich aber die modernen Gewerbe nicht mehr künstlich trennen, sie fließen beständig in einander über und müssen beliebig erweitert und ausgedehnt werden. [Hier fehlt wohl: können oder dürfen.] Das verlangt die moderne Technik. Nicht die Gewerbe-gesetze, sondern die gewerbliche Technik und die Umgestaltung des Handels bestimmen den Fortschritt oder Niedergang des Handwerks. Der Handwerker unserer Tage muß ebenso viele verschiedne verwandte oder nicht verwandte Gewerbe zusammen ausüben und ebenso gut ungelernete erwachsene oder junge Arbeiter beschäftigen und ebenso viel fremde Fabrikate verwenden und beliebig selbst verkaufen dürfen, wie der heutige Fabrikant und der Händler mit Handwerkswaren. Alle volkswirtschaftlichen und technischen Erfahrungen drängen gebieterisch dahin, nicht etwa die Zwangsmittel und Ausschlußrechte, sondern die Bildungsmittel zu

erweitern und allerlei Fachschulen zur Hebung des Handwerks zu begründen, mit denen man wohl Lehrlingsprüfungen, aber nur keine Meisterprüfungen verbinden darf!“ Und der Schlossermeister F. D. Naupert, einer der Hauptbegründer und Förderer der Roswainer Schlosserfachschule, schreibt dem Verfasser in einem höchst interessanten Bericht über seine eigne Laufbahn und seinen eignen Betrieb (S. 500): „Sie sehen wiederum, welche Spezialitäten alle von dem Schlosser gemacht werden. Wer soll diese Leute auf ihre Befähigung prüfen, und wie soll diese Prüfung eigentlich gehandhabt werden, wenn der Befähigungsnachweis, die Meisterprüfung, der Innungszwang wieder eingeführt werden soll? Ich habe Gelegenheit genommen, über die Zukunftsinnungen mit hiesigen Tischlern, Schmieden, Wagnern, Stellmachern, Schlossern und andern mehr zu sprechen, aber keiner ist für Errichtung von Zwangsinnungen! Will man vielleicht gar das österreichische Gewerbegesetz als Vorbild nehmen? Ein Beispiel aus meiner Praxis. Ich liefere verschiedene Beschläge, Mechaniken für Mappen, Registrators, Addirer (kleine Rechenmaschinen) nach Wien. Obgleich nun diese Gegenstände als Massenartikel billig sind, so stellen sie sich doch durch Fracht und Zoll für meinen Abnehmer in Wien immer noch hoch genug. Auf meine Frage, ob sie nicht ebenso billig wie von mir auch in Oesterreich hergestellt werden könnten, wurde mir die Antwort, daß das nicht der Fall sei, weil zur Herstellung dieser Gegenstände Schlosser-, Gürtler- und Spenglerarbeit nötig sei, und keiner von diesen drei Handwerkern die Arbeit der andern beiden mit ausführen dürfe.“ Auf S. 515 spricht Böhmert einen Gedanken aus, den wir unzähligemal variirt haben: „Die Milderung der sozialen Wirren der Gegenwart wird voraussichtlich vom Lande und von kleinen und mittlern Städten ausgehen, wo die Gutsherrscher, Fabrikanten und Meister ihren Arbeitern und Gehilfen viel näher stehen, wo sich die Beziehungen von Mensch zu Mensch überhaupt einfacher und natürlicher gestalten, und man sich sowohl bei der Arbeit auf dem Felde, in der Werkstatt und Fabrik, wie auch nach der Arbeit in der Natur, in der Kirche, in Versammlungen oder an öffentlichen Orten öfter begegnet und eher ein freundliches Wort mit einander wechseln kann.“ Wir leben selbst in einer Gegend, wo diese gesunden Verhältnisse noch bestehen, und wo deshalb von einer sozialen Spannung kaum etwas bemerkt wird; aber weit entfernt davon, daß unser Städtchen und unsre Dörfer auf die Großstädte und Industriebezirke Einfluß üben, können sie schon froh sein, wenn sie nicht von diesen verschlungen werden oder sich zu einem von beiden entwickeln. Deshalb scheint es uns nicht ganz richtig ausgedrückt, daß die Milderung der Gegensätze vom Lande und von der Kleinstadt auszugehen habe; sie hätte vielmehr von der Großstadt und von den Industriebezirken auszugehen durch Dezentralisirung der Gewerbe. Ob und wie eine solche möglich wäre, das liegt freilich noch sehr im Dunkeln.



Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig